

phot. A. Schifferli

Brandenten. «Ein schönes Paar»



Der Ornithologische Beobachter

Monatsberichte für Vogelkunde und Vogelschutz

Offizielles Organ der ALA Schweizer. Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz

Erscheint monatlich, ausgenommen Januar und Juli

L'Ornithologiste

Publications mensuelles pour l'étude et de la protection des oiseaux

Organe officiel de l'ALA Société suisse pour l'étude des oiseaux et leur protection

Paraît tous les mois, sauf janvier et juillet

Von der Brandente, *Tadorna tadorna* (L.).

Von A. Schifferli, Sempach.

Um zu den Forschungen über Fernorientierung der Vögel etwas beitragen zu können, liess ich von der Insel Sylt in der deutschen Nordsee im Frühling 1932 Eier dieses Vogels kommen, mit der Absicht, die aus künstlicher Bebrütung erhaltenen Jungvögel aufzuziehen und deren Verhalten in der Zugzeit und auf einem event. Zuge zu beobachten.

Die Aufzucht glückte ziemlich gut und es haben sich dabei interessante Sachen gezeigt. Die Brandente, sowie deren Entwicklung in künstlicher Aufzucht sind mehrfach, in neuerer Zeit von Dr. Oskar und Magdalena Heinroth in ihrem Werke «Die Vögel Mitteleuropas» beschrieben. Wenn ich es trotzdem wage, vorerst über unsern Vogel und dessen Entwicklung zu berichten, so geschieht es, weil sich unter den hiesigen, ganz andern Verhältnissen abweichende Ergebnisse zeigten.

Sempach, in der schweizerischen Hochebene, liegt 500 m ü. M. am gleichnamigen See. Dieser ist 8 km lang und 2—3 km breit mit einer Oberfläche von ca. 15 km². Sein Rand ist ein dichter, 10—30 m breiter Schilfgürtel. Seine maximale Tiefe beträgt 88 m. Die beidseitigen Höhenzüge erheben sich etwa 250 über den Seespiegel und sind in der Hauptsache mit Naturgras-Wiesen, Obstpflanzungen und Wäldern bedeckt.

Die 70 Eier kamen am Abend des 27. Mai in zwei elektrische Brutapparate. Wir hatten nur für 51 Stück Platz und mussten 19 Stück auswärts zum Brüten geben. Die Wärme wurde auf 39—39½ ° eingestellt und nach und nach auf 40 °, beim Schlüpfen auf 41 ° gesteigert. Das Durchleuchten am vierten Tage ergab, dass von unsern 51 Eiern nur vier Stück unbefruchtet waren. Später sind noch einige Keime abgestanden.

Am Morgen des 23. Juni war eines der Eier angesägt und das Junge darin liess sich hören, doch schlüpfte es erst zwei Tage später.

Am Morgen des 24. rasselte es fast in allen Eiern, es war ein feines Rauschen. Dazwischen ertönte stets das Piepsen der Vögel. Am Morgen des 25. waren 2 Entlein geschlüpft, um 9 Uhr bereits 7, um 10½ Uhr 14, um 14 Uhr 31 und um 18 Uhr krabbelten 38 kleine Brandentlein im Kasten.

Leider gelang die Bebrütung der auswärts gegebenen 19 Stück nicht so gut und ich konnte nur 2 Entchen abholen, die meisten waren in allen Stadien der Entwicklung abgestanden.

Heinroth gibt die Brutzeit mit 28½ Tagen an, was auch bei unsern zuerst geschlüpften Tierchen zutraf; diejenigen, welche am Abend des 25. Juni schlüpften, brauchten einen halben Tag mehr, also 29 Tage Brutzeit. Bemerkenswert war das präzise Schlüpfen aller 38 Vögel innert 12 Stunden.

Nach dem Abtrocknen kamen sie unter die elektrische Wärmeglocke. Am folgenden Tage, am 26. kamen die ersten von ihnen hervor, um Nahrung zu suchen. Letztere war ein fertig erhältliches Gemisch für Kücken, bestehend aus verschiedenen Getreidemehlen, kohlen- und phosphorsaurem Kalk, Trockenhefe, Trockenmilch, Tranflocken und Dorschmehl. Bald hatten alle Entchen die Nahrungsquelle gefunden und suchten sie je nach Bedürfnis auf. Als sie grösser waren, erhielten sie Garneelen, gedörrte indische Kleinfische, sowie gehacktes, frisches Fleisch.

Die Aufzucht wurde in der Hauptsache von meiner Frau besorgt. Die Notizen über die körperliche Entwicklung ergab Uebereinstimmung mit den Angaben Heinroths. Das Anfangsgewicht war um 50 gr herum. In den ersten 2 Wochen kamen sie nur langsam voran. Um so mehr nahmen sie in den folgenden 14 Tagen zu und nach einem Monat hatten sie ihr Gewicht fast verzehnfacht. Die Schwersten von ihnen wogen bis zu 500 gr.

Ihre Futtergeschirre schabten sie mit dem Schnabel so sauber aus, dass es auch nach Brei-Mahlzeiten im Geschirre vollkommen trocken war. Beim Verfüttern von viel Teichlinsen (*Lemna minor*) wurden mehrere der jungen Enten teilweise gelähmt. Sie liessen ihre Flügel hängen, dass sie dieselben am Boden nachzogen. Mit dem Weglassen dieses Futters, das ungemein gierig aufgenommen wurde, verschwand jeweils das Uebel, um sich wieder einzustellen, wenn neuerdings Teichlinsen gefüttert wurden. Insekten wurden angenommen. Nach Fliegen aber rannten sie nie, wie es etwa junge Enten tun, auch liessen sie am Abend Schnacken, die zur Eiablage auf das Wasser niedersteigen, unbehelligt. Eines der Brandentchen, das beim Aufnehmen einer Biene von dieser in die Zunge gestochen wurde, schüttelte eine Zeitlang unwillig den Kopf, ohne Schaden zu nehmen.

Mehrmals mussten wir das Futter wechseln, weil die Vögel ohne ersichtlichen Grund ihre bisherige Nahrung verweigerten. Einmal waren es zernackte, frische Süsswasserfische, ein andermal Regenwürmer, die ein paar Tage gerne angenommen, dann aber vollständig refüsiert wurden.

Weitaus in der Hauptsache gelang die Aufzucht mit Süsswasser. Zuerst glaubten wir, diesen Meereschöpfen Salz in der Nahrung bieten zu müssen. Nachdem diese Zugabe aber hie und da vergessen wurde und sich keine Nachteile zeigten, liessen wir sie ganz weg.

Aufgefallen ist uns das regelmässige Innehalten der Mahlzeiten, trotzdem ihnen der Tisch immer reichlich gedeckt war. Während junge Stockenten stets am Fressen sind, gingen unsere Brandentchen in weit auseinanderliegenden Perioden zum Futter. Schon von klein auf machten sie zwischen den Mahlzeiten Pausen von 5—6 Stunden. Wir vermuteten, diese Regelmässigkeit sei ihnen von der Natur anerzogen, die ihnen ja auch während der Ebbe das meiste Futter vorlegt, so dass sie sich für die Zeit der Flut, wo sie die Watten nicht begehen können, vollfressen können. Auch die flüggen Vögel kamen später stets zwei Male vom See her in den Garten an die Geschirre und zwar vormittags zwischen 8 und 9 Uhr, nachmittags gegen Sonnenuntergang. Während der kürzesten Tage erschienen sie nur einmal, über Mittag.

Als sie in den See fliegen konnten, hatten sie sehr schlechte Zeiten und mussten schwer hungern. Ins Schilf gingen sie nicht und es verhungerten mehrere von ihnen. Die meisten aber fanden sich zum Orte ihres Aufwachsens zurück und kamen heim, um sich zu sättigen. Sie erhielten nur noch ein Gemisch von Getreide (Mais, Hafer, Gerste, Weizen) und etwas Dorsmehl. Ein verhungertes Stück wurde aus der Umgebung von Sempach eingeliefert. Die Magenuntersuchung ergab folgendes Verzeichnis: etwas Sand, Getreidehülsen, Holzsplitterchen, wenig Wurzel- und Pflanzenfasern, 1 Stücklein Schnur, Schlamm, Papierfetzchen, Teile von Flaumfedern, 2 Weizenkörner, Tybien und Flügeldecken eines Käferchens (*Chrysomela spec.?*) und einige wenige winzige andere Insektenrestchen. Also wirklich ein Menu zum Verhungern.

An einer Stelle am See, wo Hausenten und -gänse in jahrelanger Wühlarbeit den Schilfbestand vernichtet hatten, hielten sie sich mit Vorliebe auf. Da gründelten sie auch öfters. Beim Schwimmen im See pflügten sie das Wasser mit dem Schnabel und schnatterten nach treibender Nahrung. Auch sah man sie längere Zeit den ganzen Kopf beim Schwimmen unter Wasser halten, als ob sie ein paar Zentimeter unter dem Wasserspiegel nach etwas suchten. Sie boten dabei, scheinbar kopflos, einen komischen Anblick. Am Ufer schabten sie mit dem Schnabel Algen von den Steinen ab, so dass sie im Freien doch einen kleinen Zuschuss an Nahrung zu finden imstande waren. Möglicherweise war dieser Zuschuss für sie ein sehr wichtiger, denn diese Vögel waren stets schön im Gefieder und vollkommen gesund.

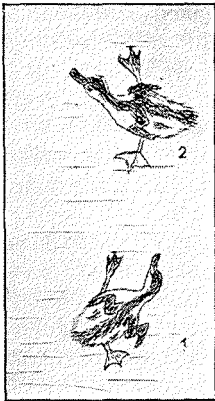
Krank wurden 2 Männchen und 1 Weibchen von den 8 Stücken, die ich mit geschnittenen Flügeln im Garten zurückbehielt. Sie mairgerten ab und konnten wohl mangels Fett in der Bürzeldrüse ihr Gefieder nicht mehr richtig einölen. Beim Baden wurden sie ganz durchnässt und bei Regenwetter klebte ihnen das Gefieder am Leibe. Sie wurden dann abgesondert, erhielten mehr Fischmehl als bis anhin,

viel Hanfsamen; zudem schüttete ich ihnen Fischtran an das Futter. Sie erholten sich den Winter über. So ging also seit der ersten Woche nach dem Schlüpfen kein einziger der Vögel an Krankheit ein. Ein halbgewachsenes Junges, das Katarrh hatte und einige Zeit mit tränenenden Augen und triefenden Nasenlöchern traurig herumstand, wurde mit Chinosol geheilt.

Ungemein reizvoll war das Beobachten der geistigen Entwicklung dieser Geschöpfe. Von Anfang an waren es bewegliche, fröhlich und verträgliche Vögelchen, die vom Ei weg bis heute einen grossen Geselligkeitstrieb offenbarten. Schon von der ersten Nahrungsaufnahme weg rannten sie spielend schussweise umher, badeten sich gründlich und trugen sehr Sorge um das Einfetten der Dunen. Diese wurden beim Baden so nass, dass alles am Leibe klebte. Da krochen sie dann für lange Zeit unter die Wärmeglocke, um erst als mollige Flaumbällchen wieder zu erscheinen.

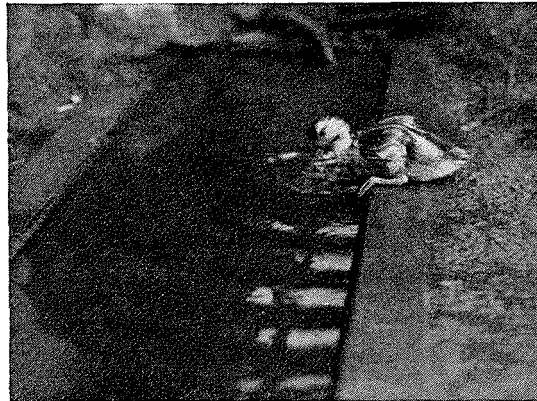
Etwas Merkwürdiges an ihnen war das stete Hüpfen an den Wänden ihrer Kiste empor in den ersten Tagen ihres Daseins. Es schien sich um eine lebenswichtige Anlage zu handeln, um aus tiefen Löchern, in denen das Nest etwa liegt, herauszukommen. Schon am 2. Juli, also nach kaum einer Woche ihres Daseins, war dieser Drang, hinauszuklettern, ganz verschwunden. Später hat er auch keinen Wert mehr, denn dann sind die Entchen entweder im Loche, dem sie nicht ent-rinnen konnten, verhungert, oder sie konnten sich retten. Zu ihrem Klettern bedienten sie sich einer verblüffenden Technik. Sie nahmen vom Boden aus einen Sprung der Wand nach empor. An der geringsten Unebenheit des Brettes häckelten sie sich mit einer Krallen fest und hingen so vorläufig einige Sekunden still, den freien Fuss unter sich an die Wand gestemmt. Aus dieser Stellung heraus taten sie einen zweiten Sprung in die Höhe. Dabei warfen sie sich blitzgeschwind herum, um das nächste Mal mit dem «Stemmfuss» sich anzuhäckeln und den andern als Stütze zu gebrauchen. So ging es abwechselnd links und rechts greifend empor. Die meisten fanden schliesslich keinen Halt mehr und fielen hinab, einige aber kamen immer etwa auf der Höhe der 50 cm hohen Wand an, liefen dann im Zimmer herum, bis wir sie wieder in ihr Gemach setzten. Dieses eigenartige Klimmen sahen wir viele Male.

Die ganze Aufzuchtzeit hindurch und auch später hatten wir Freude an dem zutraulichen und verträglichen Wesen unserer Pfleglinge. Sie taten in unserer Gegenwart ohne jede Scheu; liefen unter die hingehaltene Hand, um sich zu wärmen. Als sie nach einer Woche tagsüber in ein Gehege im Freien kamen, umgaben sie einen ihrer Pfleger oft so, dass er mit einem langen Schritte aus dem von ihnen gebildeten Kreis hinaustreten musste, um sie los zu werden. Unter-einander zankten sie sich nie ernstlich. Zum Spielen veranstalteten oft ihrer zwei ein kleines Scheingefecht. Wenn eines von ihnen übermütig herumrannte, stellte sich ihm ein anderes in den Weg, beide nahmen Positur an, senkten die Schnäbel wie Kampfhähne, liefen dann



Das Klettern der kleinen Jungen.

1 Stellung nach dem 1. Sprung.
2 Stellung nach dem 2. Sprung.



Das Bad.

aber plötzlich wieder auseinander, als ob nichts geschehen sei. Ergötzlich war es auch, wie sie kleinere Hindernisse am Boden nahmen. Dazu hüpfen sie nicht etwa auf das im Wege stehende Brettchen, um auf der andern Seite hinunterzusteigen. Wie ein Rennpferd die Hürde nimmt, so hüpfen auch sie über das Brett hinweg, ohne es zu berühren. Vor einem Waldkauz, der mitunter am hellen Tage ohne böse Absicht unter sie flog, nahmen sie keine Notiz.

Im Wasser waren sie nicht viel. Die meisten von ihnen setzten sich zum Baden auf die Fersen vor den Trog, tauchten den Kopf ein, bespritzten sich so, bis sie triefend nass waren. Auch sah man sie selten ganz untertauchen. Schwimmende Nahrung, wie Teichlinsen u. a. angelten sie lieber vom «Festlande» aus an sich heran, als dass sie ihr aufs Wasser nachgegangen wären.

Ihre Klugheit und ihr Gedächtnis beim Wechseln ihrer Nachtlager kamen uns sehr gelegen. Da sie sich so rasch entwickelten, mussten wir sie mehrmals wieder in grössern Räumen unterbringen. Jedesmal, wenn es galt, in einer grössern Kiste oder in einem geräumigeren Hühnerstalle zu nächtigen, so hatten wir sie nur einen einzigen Abend einzutreiben, am nächsten liefen sie von selbst das einmal gegangene Trepplein hinauf, die Ecke da herum, dort herum und durch das Türchen hinein. Dies ersparte uns viel Arbeit.

Während der Zeit des Aufwachsens konnte man sie durch plötzliches schrilles Pfeifen stark alarmieren. Alle, da und dort zerstreut im Grase liegend, schossen blitzschnell auf und rannten an einen Klumpen, mit hoch erhobenen Köpfen lange regungslos nach der vermeintlichen Gefahr spähend. Nach und nach beruhigten sie sich wieder und jede suchte ihr Plätzchen an der Sonne wieder auf.

Am 24. August wurden von den 36 aufgezogenen Brandenten die ersten 10 Stück freigelassen. Sie flogen in der nähern Umgebung von Sempach umher, stunden auch etwa zu zweien auf Wiesen und waren nicht scheu. Schon nach zwei Tagen wurden zwei von ihnen von auswärts gemeldet, nach wenigen Tagen wurde da und dort eine in der Schweiz herum bemerkt. Nach und nach erhielten immer mehr die Freiheit, und am 18. September folgten die letzten 19 Vögel ihren Gefährten in die Freiheit.

Durch Hunger und Unglück gingen einige ein, andere wanderten ab und 17 Stück blieben zurück, neben den 4 Pärchen, die ich im Garten behielt. Diejenigen, die fliegen konnten, machten davon ausgiebig Gebrauch. Oft sah man sie hoch am Himmel dahinstürmen, aber immer kehrten sie wieder zurück. Wenn sie vom etwa 200 m entfernten See zum Fressen heimkamen, liessen sie sich stets auf der glatten Strasse nieder, ehe sie ins Gras zum Futtergeschirr liefen. Auf der Strasse stunden sie ohne Scheu und Dutzende von Autos mussten ihretwegen Halt machen. Als aber einige mit Wagen unliebsame Berührungen erfuhren und es dabei selbst Tote gab, lernten sie jene als Gefahr kennen und wichen ihnen geschickt laufend und fliegend aus. Ehe sie die schilffreie Stelle am See gefunden hatten, lagen sie immer auf der Brücke einer Bootshütte an der Sonne. Auch da hatten sie Uebersicht auf die Umgebung, was ihnen, wie es scheint, Bedürfnis ist. In Deckung gingen sie nie.

Da unser Haus mit Leitungsdrähten aller Art umspinnen ist, flogen sie anfänglich oft hinein. Die eine stiess sich vor unsern Augen zutode. Eine andere berührte eines Abends gleichzeitig 2 Drähte, so dass es knisterte und Funken stoben. Sie fiel herab, aber ehe sie den Boden berührte, hatte sie sich wieder erholt und flog hastig weg.

Die vielen Bäume waren ihnen ebenfalls unliebsame Hindernisse. Doch lernten sie sich auch da anpassen. Durch plötzliches Sichfallenlassen oder jähes Ansteigen wichen sie den Drähten aus. Zwischen diesen und den Bäumen liessen sie sich senkrecht, mit weit vorgestreckten Füßen auf das Teichlein fallen, um nie mehr auf festem Boden landen zu müssen. Zwischen dem hohen Hag und einer mehrfachen Drahtleitung hindurch schossen sie später mit grosser Gewandtheit, um in den Garten zu gelangen.

Als der See einige Tage zufror, stunden sie mit Blässhühnern und Stockenten auf dem Eise herum, bis die Fressenszeit da war und sie heimkamen. Brachte man ihnen Futter an den See, so nahmen sie es uns aus der Hand, wie sie es auch im Garten getan haben.

Auf dem See wichen sie Booten kaum aus. Zum Spass fingen wir wir einmal nachts, als wir vom Starenfange heimfuhren, einige von ihnen vom Boote aus mit Käschern. Sie hatten sich durch Locken in der Dunkelheit verraten.

Etwas sehr schönes ist ihr Flug. Leicht wie Tauben erheben sie sich vom Boden oder Wasser. Ihre Flügelschläge sind viel langsamer als die der Stockente, fördern aber ungemein. Oft werfen sie sich

spielend auf eine Seite, dann wieder auf die andere, so dass das herrliche Weiss an ihnen aufblitzt. Unter diesem Hin- und Herwerfen lassen sie sich, über dem See angekommen, auf das Wasser nieder. Eine Ordnung wird beim Fliegen nicht innegehalten. Seltene Ansätze zu einer schrägen «Entenlinie» fallen rasch wieder in einen regellosen Haufen zurück. Die Flügelschläge sind von Pfeifen begleitet.

Schon ungefähr von der neunten Woche ihres Daseins an schien es uns, als ob sich einige von ihnen paarweise zusammenschlossen. Als ein Männchen, das frei war, am 3. September heimkam und sich vor dem Gehege auf der Strasse niederliess, lief ihm ein gefangenes Weibchen von innen her an das Gitter entgegen, beide Vögel berührten sich durch die Drahtmaschen mit den Schnäbeln und stunden lange zusammen. Als im Oktober eines der geschnittenen Männchen verschwunden war (Katzenopfer), schloss sich dem einsam gewordenen Weibchen sofort ein fliegendes Männchen an, das von da an den Garten nicht mehr verliess. Auch als die zwei Männchen im Garten krank wurden und anderswo untergebracht waren, traten zwei von den herumfliegenden Männchen in die Lücken, um ebenfalls die meiste Zeit im Gehege zu verbringen. Immer deutlicher wurden die Zuneigungskundgebungen zwischen den «Verlobten» und von anfangs November an hörte man ihre verliebten Stimmen und man sah sie pärchenweise zusammenstehen und mit den Köpfen nicken. Am 11. Februar kam eines der Weibchen aus einer der zurecht gemachten Bruthöhlen heraus.

Die zwei Männchen, die krankheitshalber eine Zeitlang abgesondert waren, schlossen sich während dieser Zeit eng zusammen, so dass sie bei ihrer Rückkehr in den Garten stets zusammenhielten wie ein Paar und sich gegenseitig unzählige, verliebte Komplimente machten, unter Ausstossen des Paarungsrufes.

Die Angaben, dass die Brandente ungeniessbares Fleisch habe, stimmen nur bedingt. Einer der verunglückten Vögel gab einen ausgezeichneten Braten, was wohl mit der fischfreien Nahrung zusammenhängt, die wir damals reichten. Auch Tauchenten sind sehr schmackhaft, wenn sie im Herbst vor dem Laichen der Felchen erlegt werden. Erreichen sie aber Fischlaich, so haben sie den widerlichen Trangeschmack.

Ueber die verschiedenen Lautäusserungen und deren Bedeutung machten wir folgende Notizen: Von den Dunenjungen hört man ein «bibibibi» von verschiedener Stärke. Tönt es leise, so scheint es den Zweck zu haben, die ganze Gesellschaft zusammenzuhalten. Bei starkem Rufen lässt es auf Angst, Aerger oder Hunger schliessen. Nach etwa einer Woche wurde dieser Ruf etwas lauter und schärfer und tönte wie «pitpit». Lag die ganze Gesellschaft nach reichlicher Mahlzeit zufrieden in der Wärme, so drückten sie ihr Behagen mit «biribi, biribi» aus. Dies hörte sich fast an wie der Lockruf des Stieglitzes.

Um Mitte August, also im Alter von etwa 7 Wochen, bekamen die meisten unserer Vögel den Stimmbruch. Sie liessen die neue Stimme

vorerst aber noch recht wenig hören. Zuerst, wenn etwa Radfahrer vorbeifahren, so riefen die Weibchen ein ziemlich lautes «gègègègè». Es ist dies der Lockruf, in stillen Nächten von uns bis auf 7/800 m vernehmbar. Sie locken im Fliegen, Sitzen und Schwimmen, vom See zum Garten und umgekehrt. Mit «kokokoko» drückt das Weibchen seinen Aerger aus, besonders wenn ihrer viele beieinander sind und ihm oder seinem Männchen Artgenossen zu nahe kommen, auch etwa am Fressnapf, jedoch selten. Ein «karraga» oder nur «karrrr», halblaut ausgestossen, scheint mehr Behaglichkeit auszudrücken, da dieser Ruf nie von Gebärden des Unwillens begleitet ist. Er scheint fast das «biribi» der Kleinen zu ersetzen. «Errrrr» oder «kerrrr» rufen die Weibchen, wenn man sie fängt oder in die Enge treibt, und ist also der Angstlaut. Mit «korrè korrè korrè» verkündet das Weibchen dem Männchen seine Zuneigung. Auf die Vorsilbe «korr» senkt es den Kopf, auf «rrè» reckt es ihn hoch empor. Das Männchen ist viel ärmer an Stimmäusserungen. Einen Lockruf kennen wir nicht. Liegt es ruhig da und wird von einem Kameraden getreten oder zur Seite gestossen, so lässt es ein leises «sirr» oder «siurr» hören. Wenn es in seiner Pracht dasteht, so reckt es sich plötzlich senkrecht empor, sträubt die Hals- und Kopffedern und lässt dazu ein «gusiurr» hören. Es «balzt». Dies tut es auch schwimmend, indem es sich einen Moment senkrecht aufbäumt und den erwähnten Ruf ertönen lässt. Steht es neben dem Weibchen und beginnt dieses mit seinem «korrè», so fängt auch das Männchen an, mit dem Kopfe die gleichen Bewegungen zu machen und dazu zu pfeifen «giugiugiugi», was zusammen ein fröhliches Liebesduett gibt.

Die Lautäusserungen des Männchens sind hohe Pfeiftöne, die kaum unter das dreigestrichene «E» hinuntergehen, während die Rufe des Weibchens kräftige, zum Teil knarrende «Entenlaute» sind.

Die Kleider sind zur Genüge beschrieben. Wenn auch das Dunenkleid im «Naumann» vollständig falsch ist, so können uns die Wiedergaben im «Heinroth» umso mehr freuen. Eine Beschreibung erübrigt sich somit. Doch seien hier noch ein paar Notizen über die zeitlichen Veränderungen und die Mauser wiedergegeben. Das so hübsch weiss und braunschwarze Dunenkleid begann schon acht Tage nach dem Schlüpfen viel düsterer zu werden. Das helle Längsband im Dunkel zwischen den Schultern und ein beidseitiges, helles Bändchen von den Schultern aus gegen die Rückenmitte, traten stärker hervor. Am 13. Juli hatten sie Federn an Schultern und Weichen. Um diese Zeit erschien rings um die Bürzeldrüse ein Kränzchen von dunkelbraunen Borsten, was auffiel. Am 19. Juli waren die Steuerfedern und tags darauf die Schwingen aus den Kielen gebrochen. Die Bürzelfedern begannen das Kränzchen zu verdecken, wodurch dasselbe nach kaum einer Woche wieder verschwand. Am 22. Juli waren die weissen Unterarmschwingen sichtbar. 24. Juli dunkle Federn an den Kopfseiten sichtbar. 28. Juli Schwingen mächtig gewachsen. 14. August



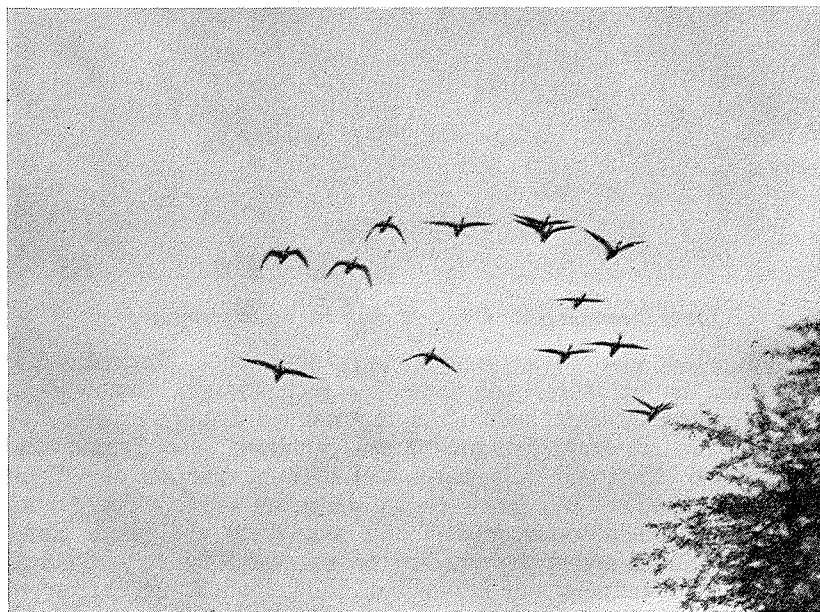
Junge Brandenten. Die Zeichnung an der Bürzeldrüse.

erster Ausflug, also Flügge werden nach gut sieben Wochen. Am 20. August hatten einige von ihnen bereits schwarze Mundwinkel. Am 14. September erste Federn des rostbraunen Schulterkragens bemerkt, ebenso schwarze Federn auf den Schultern, also Beginn des Prachtkleides. Kopf und Hals waren fast schwarz, nur auf den Wangen einzelner Vögel war noch etwas Weiss zu sehen. Das Nachwachsen des Prachtkleides geschah nun sehr rasch und gegen Ende November war dieses in der Hauptsache da. Im Schwanz wuchsen die letzten Steuerfedern mit schwarzem Saum anstelle der braunge säumten nach. Das Jugendkleid war also nur während etwa 4 Wochen, d. h. vom Flügge werden bis zum Erscheinen der ersten Prachtkleidfedern rein vorhanden. Vom Schnabelhöcker des Männchens war nicht viel zu bemerken, bis derselbe anfangs März innert wenigen Tagen aufquoll.

Die Aufzucht der Brandenten war nur Mittel zum Zwecke. Es galt, das Verhalten der Vögel in der Zugzeit zu erfahren. Wurde in ihnen der Zugtrieb ebenfalls wach und leitete er sie richtig, auch wenn sie in unrichtigen Verhältnissen aufwuchsen und sich in vollständig unpassender Gegend aufhalten mussten bis zur Zugzeit?

Wie wir gesehen haben, verschwanden einige von den Vögeln bald nach dem Freilassen. Einer von ihnen hielt sich einige Wochen auf der Höhe über Sempach bei einem Bauernhofe auf. Er war meistens auf den Feldern, kam aber zum Hofe, um zu trinken, auch nahm er

hingeworfene, gekochte Kartoffeln. Dann verschwand er. Am 26. August, zwei Tage nach dem Freilassen der ersten Enten, erschienen zwei Stück am Strandbad Lido in Luzern. Sie verschwanden noch am gleichen Abend. Entfernung 14 km Richtung Südosten. Am 29. August lief eine, die am Verhungern war, in einen Hühnerhof in Rohr bei Aarau. Sie wurde vollständig abgemagert nach Sempach eingesandt, wo sie sich zu unserm Erstaunen wieder erholte. Entfernung des Fundortes von Sempach 30 km, Richtung Norden. Am 20. September liess sich eine weitere in Richterswil am Zürichsee fangen. Sie wurde, ohne dass leider die Ringnummer abgelesen worden wäre, wieder freigelassen, worauf sie «in stolzem Fluge über den See davon zog».



Heimkehr vom See.

Richterswil liegt 40 km von Sempach in östlicher Richtung, mit leichter Abbiegung nach Norden. Am 28. September wurden 4 Stück bei Bauen auf dem Südarms des Vierwaldstättersees, dem Urnersee, gesehen. Die Entfernung ist 37 km, Richtung Südosten. Ob ein weiteres Stück, das sich Ende Januar bei den Stockenten auf dem See bei Zürich aufhielt, zu den unsrigen gehörte, konnte nicht festgestellt werden.

Als wir die letzten 19 Stück am 18. September freilassen, schien es, dass sie stark im Zugtriebe steckten, denn sie flogen vorher aufgeregter gegen die Decke ihres Geheges. In der Freiheit sah man sie dann öfters in grosser Höhe über den See und die Gegend fliegen.

Wir sehen, dass dann aber nur ein kleiner Teil der Vögel vom Zugtriebe aus der Gegend geführt wurden und zwar in verschiedenen Richtungen, nach Südosten, Osten, Norden. Ein einheitliches Abwandern liess sich nicht feststellen. Wollten die vier Vögel, die bei Bauen gesehen wurden, über die Alpen nach Süden ziehen? Sie waren dort für dieses Ziel auf einem günstigen Wege. Was suchten die andern, die sich nach Osten und Norden wandten? Lockte sie die alte Heimat, die Nordsee, zu sich zurück? Zu unserer grossen Ueberraschung erhielten wir den Ring Nr. 7272 zurück, der einer Brandente abgenommen worden war, die am 28. Oktober 1932 bei Travemünde (Ostsee) erlegt wurde. Vielleicht waren noch Reisegefährten bei ihr, denn sie wurde aus einer kleinen Gesellschaft von 3 Stück heraus erlegt. Unser Vogel ist also zu einer Zeit, da alles, was ziehen muss, sich nach Süden bis Westen wendet, etwa 800 km weit nach Norden geflogen. Dorthin, wo er als Ei zur Welt kam. Er hat sich gar nicht sehr in der Richtung geirrt, mit ganz wenig Abweichung nach Westen wäre er auf seine Heimatinsel Sylt zurückgekommen. Dieses unerwartete Zugsresultat ist umso erstaunlicher, als es sich um einen unterernährten Vogel handeln muss. Auch er wird in unsern, dem Meeresstrande so ungleichen Gebieten wenig gefunden haben, um bei Kräften zu bleiben. Trotzdem überwand der Trieb, zuerst in die alte Heimat fliegen zu müssen, alles andere.

Im Gegensatz zu diesen Zugvögeln, ist bei der Mehrzahl der Aufgezogenen ein Anhalten und Sichauswirken des Zugtriebes nicht wahrgenommen worden. Als fester Klumpen sind die 17 Stück hier geblieben, gesund und prächtig im Gefieder haben sie den Herbst sowie den ziemlich strengen Winter überstanden. Wie sie sich im Frühling verhalten, muss abgewartet werden. Um Tag- und Nachtgleiche herum wurden sie viel unruhiger und schwärmten mitunter hoch am Himmel umher.

Es mag befremden, dass diese Ergebnisse schon veröffentlicht werden. Doch wurde ich von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert. Ein völliger Abschluss des Versuches ist eigentlich erst dann möglich, wenn aller Wahrscheinlichkeit nach alle unsere Brandenten tot sind und dies ist möglicherweise von mir nicht mehr zu erleben. Dazu bieten die erhaltenen Ergebnisse doch schon viel Interessantes, um Beachtung zu finden, namentlich auch, um zu weitem Versuchen über Zugtrieb und Fernorientierung anzuregen. Ueber weiter eingehende Nachrichten werden wir gerne später wieder berichten.

Der beschriebene Versuch wurde von verschiedenen Seiten unterstützt und gefördert und zwar von: der Eidgenössischen Oberforstinspektion durch die Bewilligung zur Einfuhr der Eier, der Regierung des Kantons Luzern und deren Staatswirtschaftsdepartement durch Erhalten der Jagdschutzzone auf dem Sempachersee und der Kundgebung an die Jäger der Umgebung zum Schutze der Brandenten, der Schweiz. Depeschagentur durch mehrmalige Verbreitung von Notizen mit Bezug auf die Vögel, von Hrn. Dr. R. Drost, Helgoland durch Ver-

mitteln der Eier, den Herren Prof. Thienemann, Königsberg und Dr. E. Schüz, Rossitten und Fischmeister Fink, Travemünde durch Einsenden des Ringes, von Hrn. Dr. R. Geigy, Basel durch seine Magenuntersuchung, von Hrn. Dr. Heinroth, Berlin durch seinen Ratschlag betr. Fütterung und von der ALA durch Uebernahme eines Teiles der Kosten. Allen diesen Behörden und Privaten sei hiemit der beste Dank ausgesprochen.

Sempach, Ende März 1933.

Sur la présence du Bruant fou, *Emberiza c. cia*, en Suisse.

Confirmation de l'opinion Fatio-Hess.

Par O. Meylan.

Dans le « Bulletin ornithologique romand »¹⁾, on lit un article de Richard : Note sur la distribution géographique, le chant et le cri du Bruant fou (*Emberiza c. cia* L.), dont un passage interprète d'une façon erronée une opinion du regretté Albert Hess.

L'auteur de l'article prend prétexte de la publication d'une notice d'Alb. Hess, publiée dans les « Beiträge zur Fortpflanzungsbiologie der Vögel »²⁾ pour attribuer à celui-ci des vues absolument fausses.

Estimant que l'autorité dont jouit Alb. Hess tant en Suisse qu'à l'étranger subit de ce fait une grave atteinte, nous nous voyons dans l'obligation de reprendre toute la question.

Il est parfaitement exact qu'Alb. Hess ait écrit à propos du Bruant fou, *Emberiza c. cia*, une phrase qui peut au premier abord paraître confuse: « Dagegèn brütet der Zippammer in der Schweiz sicher nirgends, auch im Wallis und Tessin nicht, und im Jura schon gar nicht, bis in 1600 m Meereshöhe hinauf, wie noch in ornithologischen Büchern zu lesen ist. » que Richard traduit de cette façon: « Le Bruant fou ne niche certainement pas en Suisse, pas plus dans le Valais qu'au Tessin, et encore moins dans le Jura jusqu'à 1600 m d'altitude, comme on peut le lire dans les ouvrages ornithologiques. » Or ce n'est pas ce que Hess a voulu dire, et eu égard aux lignes qui précédaient, aucun doute ne pouvait plus subsister sur leur véritable sens tel qu'il était dans la pensée de l'auteur: « Le Bruant fou ne niche certainement pas en Suisse, pas plus dans le Valais qu'au Tessin, et encore moins dans le Jura, au-dessus de 1600 m. »

Nous ne serions pas intervenu dans le débat si d'autre part Ludwig Schuster, un ornithologiste d'ordinaire bien informé, n'était venu confirmer et compléter l'erreur du « Bulletin ornithologique romand », finissant ainsi de jeter la confusion sur ce point. Schuster en arrive à transformer, involontairement nous n'en doutons pas, les con-

¹⁾ 1 8 (1932).

²⁾ 3 206 (1927).